

Erik Graf Oxenstierna, Die ältere Eisenzeit in Östergötland. Im Selbstverlag E. Oxenstierna, Falkstigen 10, Lidingö 1958. 178 S., 136 Abb.

In lockerem Anschluß an sein Buch über die „Urheimat der Goten“, in dem der Verf. den Fundstoff der schwedischen Landschaften Väster- und Östergötland aus der jüngeren vorrömischen Eisenzeit und der Kaiserzeit behandelte, um den Beweis für die Richtigkeit der von Cassiodor angenommenen und bei Jordanes überlieferten Herkunft der Goten aus Skandinavien zu erbringen, bearbeitet Oxenstierna den Fundstoff desselben Zeitraums aus Östergötland noch einmal. In einem ausführlichen Katalogteil (S. 109–174) liefert er eine vollständige Statistik der Fundstellen, diesmal nicht nur der jüngeren vorrömischen Eisenzeit, sondern auch der Kaiserzeit, wobei er besonderen Wert auf die Beschreibung der Lage der Fundstellen und auf kurze Auszüge aus archivalischen Angaben über ältere Funde und auf Geländebegehungen legt. Eine Karte ergänzt den Katalog; doch vermittelt sie nur einen ganz allgemeinen Eindruck von der Fundverbreitung, da sich nach ihr die einzelnen Fundstellen nicht identifizieren lassen. In den Angaben über die Fundzusammensetzung ist der Katalog äußerst summarisch und ersetzt daher den Katalogteil in „Urheimat der Goten“ nicht. Auf ihn wird daher häufiger, doch nicht systematisch verwiesen. Aus diesem kann man von Fall zu Fall die gewünschten Informationen auf mehr oder minder umständlichem Wege beziehen oder zumindest weitere Hinweise auf Primärliteratur entnehmen.

Der den Katalog ergänzende Bildteil besteht zum größten Teil aus Umzeichnungen nach älteren Abbildungen. Quellennachweise dafür fehlen allerdings. Verschiedene beim Umzeichnen zustande gekommene Vergrößerungen lassen es generell ratsam erscheinen, sich bei dem alten, soliden Abbildungsmaterial rückzuversichern, sofern verlässliche formenkundliche Informationen gewünscht werden. Bei solchen Versuchen muß man jedoch mancherlei Schwierigkeiten und Umständlichkeiten in Kauf nehmen, denn Verf. spart mit Hinweisen auf älteres Schrifttum und weist meist nur auf den Katalogteil in „Urheimat der Goten“ hin.

In seinen Abbildungen ist Verf. nur bei den Gürtelbeschlagteilen der jüngeren vorrömischen Eisenzeit und bei einigen Fibelformen der Kaiserzeit vollständig. Auch wenn man die technisch oft sehr unzulänglichen Abbildungen in „Urheimat der Goten“ als Ergänzung zur Hilfe nimmt und diese ihrerseits noch nach der älteren Literatur ergänzt, gewinnt man nur einen unvollkommenen Eindruck von dem in Östergötland vertretenen Formengut. Verf. verzichtet auf die Abbildung von Keramik, die häufigste Beigabe der notorisch metallarmen östergötländischen Gräber. Auch in seinem Textteil behandelt er die Keramik unter Hinweis auf technische Schwierigkeiten nicht.

Der Verf. ergänzt seinen Katalogteil durch Fundlisten (S. 101–108), in denen er die Metallfunde aufführt. Der Weg von den in den Listen verzeichneten Gegenständen zu den Fundvergesellschaftungen, zu denen sie gehören, ist wiederum ungeheuer zeitraubend. Er führt von den Fundlisten über das Fundortregister (S. 175–179) zum Fundkatalog, von diesem meist zum Katalogteil in „Urheimat der Goten“ und von dort oft genug noch weiter in das Spezialschrifttum. Die Abbildungen eines geschlossenen Fundes finden sich oft an drei verschiedenen Stellen; doch nur selten gelingt es, auf solchem Wege das gesamte Bildmaterial für einen Fund zusammenzutragen; viele Funde sind eben noch niemals vollständig veröffentlicht worden. Unwillkürlich fragt man sich, welchen Sinn und welchen Nutzen eine zusammenfassende Darstellung hat, die die Bearbeitung des wichtigsten Formenguts – der Keramik – umgeht und auf die Dokumentation des wichtigsten Fundguts – der geschlossenen Funde – verzichtet.

In der Formenkunde ist der Leser wegen der Unvollständigkeit der Bebilderung weitgehend auf die Darstellung des Verf. angewiesen, die er oft weder kontrollieren noch nach persönlichen Bedürfnissen ergänzen kann. Was er im Abschnitt über die Funde (S. 29–63) antrifft, geht nur selten über ein paar flüchtige Bemerkungen hinaus und bietet meist weniger als das aus teils wesentlich älterer Spezialliteratur seit langem Bekannte. Aus einer solchen Darstellung werden weder die typologischen Besonderheiten noch die auswärtigen Kulturbeziehungen der östergötländischen Kultur sichtbar. Auch die chronologische Entwicklung des Formenguts und dessen Verbreitung bleiben unklar. Dafür einige Beispiele: Verf. führt in seiner Fundliste zwölf Spätlatènefibeln „von der gewöhnlichen dreieckigen Form“ auf. Er übersieht, daß es in Östergötland neben solchen dreieckigen Fibeln, die Kostrzewskis Variante K nahestehen, auch andere gibt, die offensichtlich eine östergötländische Lokalform darstellen, die sich aus den gewöhnlichen dreieckigen Fibeln entwickelte und die ohne Zweifel jünger ist, wie mancherlei Formverwandtschaften mit gotländischen Fibeln eindeutig erkennen lassen. Ganz unsicher ist Verf. in der Typologie der Gürtelbeschlagteile. Er erkennt nicht, daß bei aller Verschiedenheit lokaler Formen die skandinavische Entwicklung von Gürtelbeschlägen von einheitlichen Voraussetzungen ausgeht, und lehnt daher jede feinere typologische und chronologische Unterteilung ab. Dabei lassen sich unschwer mindestens drei verschiedene Beschlagtypen erkennen, die offensichtlich nicht alle gleichzeitig in Gebrauch waren. Auch bei der Behandlung des kaiserzeitlichen Fundstoffs beschränkt sich Verf. auf die kursorische Wiederholung bereits bekannter Tatsachen, denen er allenfalls hier und da belanglose Erwägungen anschließt.

Man mag allerdings dem Verf., wenn er Katalog- und Abbildungsteil umständlich und unvollständig anlegt und wenn er alle mit dem Formengut verbundene Probleme oberflächlich behandelt, zugute halten, daß das Schwergewicht seiner Abhandlung nicht in diesen Abschnitten liegt. Er sieht deren Schwerpunkt offenbar vornehmlich in den besiedlungsgeschichtlichen Beobachtungen (S. 63–89). Das kann jedoch nur auf den ersten Blick als eine Entlastung gelten. Es muß Klarheit darüber herrschen, daß die in den letzten Jahren entwickelten siedlungsarchäologischen Verfahren die bislang üblichen Betrachtungsweisen nicht ersetzen, sondern sie ergänzen. Eine möglichst exakte typologische, chronologische und chorologische Grundlage ist auch weiterhin notwendig; ja, sie ist notwendiger denn je, denn nur mit ihrer Hilfe ergeben die neuen siedlungsarchäologischen Aspekte wirklich brauchbare Ergebnisse. Es wäre ein Irrtum, zu glauben, nun seien endlich alle Detailuntersuchungen am Fundstoff selbst überflüssig geworden; das Gegenteil ist der Fall: erst jetzt erhalten sie über den Selbstzweck hinausgehend ihren höheren Sinn!

Im Rahmen seiner siedlungskundlichen Betrachtungen behandelt Verf. noch einmal das schon öfters durchdachte Problem der „fundlosen Zeit“ in Schweden. Er neigt – wie schon vor ihm u. a. K. E. Sahlström – zur Annahme, Schweden sei in Teilen der frühen und in der mittleren vorrömischen Eisenzeit zwar fundleer, aber nicht vollkommen unbesiedelt gewesen, und stützt sich dabei auf drei Pollendiagramme aus Västergötland, die keine Unterbrechung der synanthropen Flora für die vorrömische Eisenzeit angeben. Ein Diagramm aus Östergötland hingegen zeigt eine Auflösung der Getreide- und Unkrautpollenkurve, die in die vorrömische Eisenzeit fallen könnte. Es sind aber mehr allgemeine Erwägungen, die Verf. veranlassen, mit einer Besiedlung von Teilen von Väster- und Östergötland in der mittleren vorrömischen Eisenzeit zu rechnen. Das „unglückselige, gleichzeitige Schwinden der drei grabbildenden Faktoren Metallbeigaben, Knochen und Überbau“ habe den Eindruck einer scheinbar gräberlosen Zeit erweckt. Das Aufhören des Bronzeimports habe einen

kulturellen Rückschritt zu einer „Stein-, Holz- und Knochenzeit“ mit gelegentlichen Eisenimporten bewirkt.

Zum Nachweis einer fundlosen, doch nicht siedlungslosen Epoche in Väster- und Östergötland und anderen Teilen von Skandinavien geht Verf. näher auf die Verhältnisse auf Gotland ein. Hier ist in der Tat erstmals in Vallhagar M eine kurze Epoche mit beigabenlosen Gräbern nachgewiesen worden. Es ist nicht ausgeschlossen, daß sich auch in Vallhagar S zwischen die Gräber der älteren und der jüngeren vorrömischen Eisenzeit einige beigabenlose Bestattungen einschoben. Der Gedanke an ganz ähnliche Verhältnisse auf dem schwedischen Festland ist also nicht von der Hand zu weisen. Und dennoch reicht er nicht aus, um den mutmaßlichen Entwicklungsgang auf dem Festlande zu veranschaulichen. Eine ganze Anzahl gotländischer Friedhöfe ist sicher erst im Verlaufe der jüngeren vorrömischen Eisenzeit neu angelegt und dann bis tief in die Kaiserzeit hinein als Bestattungsplatz benutzt worden. Diese Gräberfelder sind Zeugen einer spätestens mit Beginn der jüngeren vorrömischen Eisenzeit einsetzenden intensiven inneren Kolonisation. In der mittleren vorrömischen Eisenzeit war Gotland zwar nicht vollkommen unbesiedelt, doch evident siedlungsarm.

Hätte sich Verf. eingehender mit der Chronologie der jüngeren vorrömischen Eisenzeit in Väster- und Östergötland befaßt, so hätte ihm nicht entgehen können, daß sich die Entwicklung in diesen beiden Landschaften ganz ähnlich wie auf Gotland vollzog. Gering ist die Zahl der Gräberfelder, die Funde aus dem ältesten Abschnitt der jüngeren vorrömischen Eisenzeit aufweisen. Auch hier setzte allenthalben im Verlaufe der jüngsten vorrömischen Zeit eine starke innere Kolonisation ein, die ihren Höhepunkt vielleicht erst in der älteren Kaiserzeit erreichte. Waren Väster- und Östergötland in der mittleren vorrömischen Eisenzeit besiedelt, so doch gewiß nur sehr spärlich.

Der Verf. meint, die „fundlose Zeit“ habe auf dem Festland länger gedauert als auf Gotland. Auch das kann ein Trugschluß sein. Neuerdings wird es immer deutlicher, daß parallel zur älteren Jastorf-Kultur Norddeutschlands in Skandinavien und im westlichen Ostseegebiet die Kultur der jüngsten Bronzezeit noch weiterlebte. Es ist heute noch unklar, wie lange sie noch lebte, und dementsprechend ungewiß, in welchem Umfange die angeblich fundlose Zeit dadurch aufgefüllt wird.

Es scheint demnach, daß die Besiedlungsgeschichte in Schweden doch ganz ähnlich verlief wie in Norwegen, wo sie Hougen eingehend untersucht und zu klaren Ergebnissen kommen konnte, und auf der Kimbrischen Halbinsel, wo Mathiasen und Jankuhn die Verhältnisse klärten. In Schweden muß die sich mit dem Subatlantikum einstellende Vernässung und der allmähliche Übergang im Temperaturverlauf zu geringeren Werten Vorgänge bewirkt haben, die teils den für Norwegen, teils den für die Kimbrische Halbinsel nachgewiesenen gleichen. Die Nordgrenze menschlicher Besiedlung verschob sich nach dem Süden, was teilweise eine Entvölkerung des Binnenlandes bedeutete. Zugleich verlagerte sich die Besiedlung von den vernässenden schweren Böden auf leichtere Sandböden. Ähnlich wie im westlichen Ostseegebiet und in Norwegen scheint auch in Schweden kurz vor Christi Geburt eine Landnahme großen Stils einzusetzen, die ihren Höhepunkt in der Kaiserzeit hatte. Sie muß in allen schon vorher besiedelten Räumen zu einer intensiven Binnenkolonisation geführt haben; sie führte aber auch zu einer Neubesiedlung von Räumen, die seit dem Beginn des Subatlantikums fast vollkommen aufgegeben worden waren.

Mit Hilfe übersichtlichen Kartenmaterials (Karten der Bodenarten und der Bodenqualitäten) hätte Verf. wahrscheinlich zu sehr viel klareren Ergebnissen kommen können und wäre so zur Bestätigung von Vorgängen gelangt, die vorerst nur auf Grund von Analogieschlüssen sichtbar gemacht werden können. Hier wie anderwärts

scheut er jedoch offensichtlich mühevoll und scheinbar undankbare Kleinarbeit. Sicher hätten sich ihm auch andere Gesichtspunkte eröffnet, wenn er sich nicht noch weiterhin an seine früher einmal ausgesprochene Hypothese geklammert hätte, Västergötland wäre in der Kaiserzeit so gut wie unbesiedelt gewesen; eine Annahme, die Moberg längst richtiggestellt hat.

In den siedlungskundlichen Erörterungen liegt zweifelsohne der wertvollere Teil der Arbeit des Verf., obwohl er auch in diesem Bereich nicht zu klaren und überzeugenden Vorstellungen vordringen konnte. Es ist ihm immerhin zu danken, die Gedanken norwegischer, dänischer und deutscher Kollegen aufgegriffen zu haben und mit ihrer Hilfe zumindest gewisse Teilergebnisse erreicht zu haben. Überall dort, wo man bestrebt ist, alte Denkgeleise zu verlassen, und wo man sich um neue Konzeptionen bemüht, wird man bereit sein, das voll anzuerkennen.

Saarbrücken.

Rolf Hachmann.

Otto Uenze, Frühromische Amphoren als Zeitmarken im Spätlatène. Kommissionsverlag N. G. Elwert Verlag, Marburg/Lahn, 1958. 27 S. 11 Taf.

„In vino veritas et in amphora annus“ heißt der reizvolle Leitspruch dieser Studie, und auch das Thema ist zweifellos reizvoll und aktuell. Seit Mobergs Untersuchungen 1950–54 ist das Fragen nach absoluten Daten im Spätlatène ständig in Fluß geblieben, und wenn Uenze nun die aus dem Süden in die Spätlatène-Oppida importierten römischen Amphoren herausgreift im Glauben, daß sie uns sichere Daten liefern müßten, so ist das prinzipiell zunächst ein richtiger Ausgangspunkt.

Methodisch geht der Verf. so vor, daß er das von N. Lamboglia (*Rivista di Studi Liguri* 21, 1955, 241 ff.) für die Amphorenformen von Tindari und Albintimilium aufgebaute typologische System wie eine fest geeichte Skala zugrunde legt. Er ordnet in diese chronologische Reihe andere, undatierte Amphoren ein, die er in Südfrankreich und Italien gezeichnet hat, und fügt auch noch datierte Stücke aus verschiedenen Publikationen und Orten hinzu. Daraus resultieren seine Tafeln 1–5, auf denen die Amphoren nach den drei von Lamboglia (1955) aufgestellten Grundvarianten der Form Dressel I wiederum mit Untertypen vorgelegt werden. Dann folgen auf den Tafeln 6 bis 10 weiter nördlich in Spätlatène-Zusammenhängen gefundene Amphoren, denen Stück für Stück innerhalb der zuerst festgelegten Gliederung ihr Platz angewiesen wird.

Was jedoch bei Lamboglia mit viel Behutsamkeit und Zurückhaltung dargestellt worden ist, verwandelt sich hier zum starren Schema. Lamboglia warnte zunächst energisch davor, die Randprofile der groben Amphoren etwa für ebenso „zeitempfindlich“ zu halten wie die Profile von Feinkeramik. Danach gab er auf seinen Abb. 9–16 die zahlreichen Randprofile der Amphoren aus der stratigraphischen Folge von Albintimilium. Daraus ist ohne weiteres sofort die große Variationsbreite der Lippenbildungen innerhalb der einzelnen Gruppen ersichtlich. Die Art und Weise, wie Uenze nun diese Abbildungen von Lamboglia auswertet, ist methodisch anfechtbar. Er nimmt z. B. jedes einzelne Profil der Amphoren von der Siedlung an der Gasfabrik in Basel und sucht bei Lamboglia jeweils ein Profil heraus, das ihm am ähnlichsten erscheint, gibt den Basler Profilen die entsprechenden Daten von Albintimilium und erreicht damit für Basel eine Einstufung zwischen 130 und 50 v. Chr. mit der größten Zahl der Bestimmungen vor 100 v. Chr. Der Wunsch nach einer möglichst frühen Datierung war hier offenbar bei der Auswahl unbewußt wegleitend, ebenso wie für die Fest-